

## Die Eidgenossen im Urteil der baslerischen Geschichtsschreibung des 15. und 16. Jahrhunderts

Autor(en): Friedrich Meyer-Wilhelm

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1967

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b631a6d5-e7a7-4d6f-a37e-96e8f9fa3c26>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Die Eidgenossen im Urteil der baslerischen Geschichtsschreibung des 15. und 16. Jahrhunderts

Von Friedrich Meyer \*

Als im Januar 1466 anlässlich des Streits zwischen Basel und Graf Oswald von Tierstein der Plan der Solothurner, sich durch einen nächtlichen Handstreich unserer Stadt zu bemächtigen, glücklicherweise vereitelt worden war, da wurde zwar der Hauptübeltäter Rudolf Krüm aus Bern, dem die Aufgabe zugefallen wäre, im Kaufhaus und der Herberge zum Schnabel Feuer anzulegen, gefoltert und schließlich sogar hingerichtet; die 200 eidgenössischen Knechte aber, welche im Sold Solothurns sich in der Stadt aufhielten, um in der allgemeinen Panikstimmung sich des Aeschentors zu bemächtigen, durch das der Graf mit den Solothurnern eindringen wollte, ließ man ungestraft von dannen ziehen. «Und thet man solichs den oberen (d. h. den eidgenössischen) steten zu eeren; *denn man hatt nit gern mit inen zu schaffen.*» Mit diesen Worten hat ein unbekannter Chronist 35 Jahre vor Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen einen Tiefpunkt in den baslerisch-eidgenössischen Beziehungen berührt.

Wenn wir nun darangehen, diesen Beziehungen auf Grund der zeitgenössischen Geschichtsschreibung während eines größeren Zeitabschnittes nachzuspüren, so liegt es keineswegs in unserer Absicht, diesbezügliche neuere Darstellungen, die sich auf das sorgfältige Studium aller vorhandenen Urkunden stützen, einer Kritik zu unterziehen. Die folgenden Ausführungen möchten viel eher als eine kleine Ergänzung des durch die Urkunden gewonnenen Bildes verstanden werden, wobei wir uns erst noch die Beschränkung auferlegen, das mannigfachen Wechsel unterworfenen Verhältnis zwischen Basel und

---

\* Vortrag, gehalten in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel am 24. Februar 1964.

den Eidgenossen *einseitig* vom Blickpunkt der *Basler* Geschichtsschreiber aus zu betrachten, und auch das nur unvollständig. Die tatsächlichen Vorgänge interessieren uns dabei nur, soweit sie zum Verständnis der chronikalischen Aussagen nötig sind. Vielmehr geht es uns darum, die *Stellungnahme* der Geschichtsschreiber zu diesen Vorgängen kennenzulernen, um, soweit das überhaupt möglich ist, mittels der chronikalischen Äußerungen in das Denken breiterer Bevölkerungskreise Einblick zu erhalten. Dabei kommt uns der Umstand zustatten, daß, im Unterschied zum mehr offiziellen Charakter der *eidgenössischen* Geschichtsschreibung, die im wesentlichen den Regierungsstandpunkt wiedergibt, in den bunten Aufzeichnungen der Basler Chronisten vielfach persönliches Urteil vorliegt, das mit den obrigkeitlichen Ansichten durchaus nicht immer übereinstimmt. Unsere Aufmerksamkeit hat daher vornehmlich der Frage zu gelten, *wie* die baslerischen Chronisten die Eidgenossen erlebt haben, in der Hoffnung, aus den Ergebnissen dieser Quellenanalyse einige Ansatzpunkte für Basels Zusammengehen mit der Eidgenossenschaft zu erschließen, insbesondere aber die so wichtige Frage nach der *Entstehung* und allfälligen *Entwicklung* eines eidgenössischen *Bewußtseins* in Basel zu beantworten. Daß der Bund von 1501 nicht als das Ergebnis einer natürlichen und folgerichtigen Annäherung Basels an die Eidgenossenschaft, vielmehr als eine bewußte Neuorientierung der Basler Politik zu bewerten sei, ist in der neueren Forschung wohl ebenso nachdrücklich betont worden, wie auch die gegenteilige Ansicht immer wieder vertreten worden ist. Wie dem auch sei, eine Prüfung der zeitgenössischen Basler Geschichtsschreibung läßt jedenfalls erkennen, wie merkwürdig schwankend die Beziehungen zwischen Basel und den Eidgenossen nicht nur im 15., sondern auch weit ins 16. Jahrhundert hinein gewesen sind.

Die Mitteilungen, die von den Basler Chronisten über die Eidgenossen gemacht worden sind, bleiben bis ins vierte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts dürftig und fast zufälliger Art. Es hieße das Gras wachsen hören, wollte man aus diesen spärlichen Notizen auf ein bestimmtes Verhältnis zur Eidgenos-

senschaft schließen. Als eine nach Tausenden zählende Armagnakenschar im Frühjahr 1439 das Oberelsaß verheerte und Basel bedrohte, machte die selbstverständliche Hilfsbereitschaft der Berner in Basel immerhin Eindruck, besonders da die Stadt zu jener Zeit weder mit Bern noch mit andern Eidgenossen verbündet war, was der ausführliche Bericht im Roten Buch ausdrücklich hervorhebt. Erst 1441 erneuerte Basel das früher schon einmal bestehende Bündnis mit Bern und Solothurn für 20 Jahre.

Wenige Jahre später erschütterte das Erlebnis von St. Jakob das Vertrauen Basels zum *Reich* vorübergehend, förderte andererseits die Annäherung an die Eidgenossen jedoch mächtig. Die Hilferufe der bedrängten Stadt hatten weder beim Kaiser noch bei den Fürsten, weder bei den freien Städten noch bei den allernächsten Nachbarn ein Echo gefunden. «Uns ist darinne wenig troste oder hilffe zukommen», heißt es in einem Schreiben des Basler Rats an Straßburg, «sind also trostlos gelassen worden, ussgenommen von der *Eidgenoschaft*».

In der Beurteilung der Schlacht von St. Jakob sind sich die Basler Chronisten einig. Von einer Heroisierung des eidgenössischen Vorgehens, wie wir sie vor allem aus der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts kennen, ist bei den Zeitgenossen noch nichts zu spüren. Die militärische Katastrophe wird der Zuchtlosigkeit der eidgenössischen Krieger, ihrem Hochmut und ihrem Ungehorsam zugeschrieben. In diesem Punkte stimmt der gelehrte bischöfliche Offizial Dr. *Heinrich von Beinheim* mit dem Zunftmeister zu Brotbecken, *Hans Sperrer*, genannt *Brüglinger*, durchaus überein. Brüglingers Bericht ist von besonderer Bedeutung, weil der Zunftmeister am Auszug der Basler zur Unterstützung der notleidenden Eidgenossen persönlich teilgenommen hat. Von der Nutzlosigkeit dieses Entsatzversuchs ist er überzeugt, so sehr ihn das Schicksal der notleidenden Eidgenossen berührt, «das wir doch leider nüt gewenden kundent»; denn «wir werent umb lib und um güt kumen und umb das alles, das uns got ie verlichen hat und um die stat darzü.» Angesichts des mächtigen Feindes, der Basler und Eidgenossen gleichermaßen be-

droht, verstehen wir wohl, daß der Chronist die verzweifelt kämpfenden Eidgenossen als «unser gütten fründ» bezeichnet. Selbst als Gefallene auf dem Schlachtfeld erregen sie seine Bewunderung: «der worent wol by 12 oder 13 hundert *gerader herlicher manen!*»

Zweifellos entspricht Brüglingers Darstellung der Stimmung eines großen Teils der Basler Bevölkerung. Unter dem Eindruck des heldenmütigen Kampfes, der sich vor Basels Mauern abgespielt hat, scheint in den Kreisen des Zunftbürgertums die bisherige Indifferenz gegenüber den Eidgenossen einer ehrlichen Bewunderung gewichen zu sein.

Zu einer Annäherung von Dauer kam es indessen noch nicht. Während der sog. *österreichischen Kriege* (1445 bis 1449), an denen die Berner und Solothurner als Basels neue Verbündete teilnahmen, erhielt das alte Mißtrauen bald frische Nahrung. Wenn es zunächst die Vorgänge in der Stadt selber und in der näheren Umgebung sind, denen das Interesse der Basler Chronisten gilt, so lassen sie doch die entscheidenden Ereignisse in der Eidgenossenschaft nicht völlig außer acht. Diese Feststellung gilt vor allem von einem durchaus proeidgenössisch eingestellten *Anonymus*. In der Bewunderung der eidgenössischen Tapferkeit und Tatkraft kennt er keine Grenzen. Bezeichnenderweise steht er jedoch in seiner *einseitigen Parteinahme für die Eidgenossen* allein.

Es kennzeichnet die Haltung der *übrigen* Chronisten, daß ihr Gespräch über die Eidgenossen erst richtig in Fluß kommt, als diese selber, namentlich Berner und Solothurner, im Sommer 1445 zur Unterstützung der verbündeten Stadt nach Basel ziehen und der baslerischen Kriegführung fortan das Gepräge verleihen. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen lassen doch *alle* Chronisten den Abstand erkennen, den man in Basel zu den «Oberländern» empfand. Willig anerkannte man ihre Tapferkeit, die den Bürger mit höherem Mut erfüllte, da der Kampf an der Seite der Eidgenossen weniger gefährlich war. Es ist die etwas naive Haltung des durchschnittlich gebildeten Zünftlers, wie sie sich bei *Brüglinger* besonders schön widerspiegelt. Er beteiligt sich selbst an den Feldzügen und erzählt mit Wohlgefallen, wie man unter dem

Schutz der Eidgenossen dem Feind, der sich nirgends zeigen will, das Getreide niedermäht, das Vieh wegtreibt, die Dörfer in Brand steckt, dann die Messe hört und hierauf mit der Beute «recht in dem namen gottes» wieder nach Hause zieht. In solchen Augenblicken pflegte man wohl einmal die Eidgenossen als «*unser gúten frúnt*» zu bezeichnen.

Doch verhehlt man sich auch nicht, wie sehr einem die Ausschreitungen, namentlich der Berner Oberländer, mißfielen. Die Äußerungen darüber finden sich durchaus nicht vereinzelt. Selbst *Brüglinger* nimmt an der Bosheit der Simmentaler Anstoß, die sich um ihren geleisteten Eid so gar nicht kümmerten. Sie drangen in das eroberte Schloß Rheinfelden ein und *stahlen*, was ihnen in die Finger kam. Sie «brochen die kisten uf und wurfent die bet úber die zinen; und so worent den die userhalb und empfiengen das, also das vil gúts enweg kam». Auch in den Aufzeichnungen *Beinheims* und des Kaplans *Appenwiler* haben diese unliebsamen Vorfälle ihren Niederschlag gefunden. In Basel selbst provozierten die Berner Oberländer schwere Zwischenfälle, die schließlich den Rat bewogen, sie kurzerhand aus der Stadt zu weisen. Mit Entrüstung berichtet Appenwiler von diesen Vorfällen: «Wo sù priestergarten, reben wustend, luffend sù dorin, wústend, was do was . . . meindend, sù woltend den priestern durch die húser louffen, sù brochend den edelen die hoeffe uff, das man fúr ratt gieng; hettend es die rette nit understanden, do were ein mort worden . . . Sù stulend zù Liestal, Waldeburg, was in wart; ouch bezaltend sù nütz.» Daß die Eidgenossen einen Rückhalt bei gewissen Zünften fanden, so wenn sie, wie dies am Samstag, den 8. August 1445, geschah, die Höfe der österreichischen Lehensträger plünderten, ist nicht ausgeschlossen. Allgemein beklagt *Beinheim* die Uneinigkeit der Obrigkeit gegenüber. Auch aus den vorsichtigen Worten *Henmann Offenburgs* läßt sich immerhin so viel entnehmen, daß die Auffassungen der Zünfte und der Hohen Stube in dieser Angelegenheit auseinandergingen. Während nämlich die Zünfte sich von den Eidgenossen den gestohlenen Wein schenken ließen, lehnte die Hohe Stube dieses Angebot zugunsten des Spitals und des Siechenhauses ab.

Für die mitleidlose Härte und Grausamkeit der Eidgenossen brachte man in Basel offensichtlich wenig Verständnis auf. Nicht nur der Geistliche Appenwiler, sondern auch der kriegerisch eingestellte Brüglinger zeigt sich von der Unerbittlichkeit beeindruckt, mit der die Berner auf der Hinrichtung der Besatzung des Schlosses Rheinfelden bestanden. Auch *Offenburg* verurteilt die Sinnlosigkeit einer Kriegführung, die ohne ersichtlichen Grund Schlösser und Dörfer mit samt ihren Vorräten in Flammen aufgehen läßt.

*In dem einmütigen Abscheu der Basler vor der Schroffheit und Kompromißlosigkeit der Eidgenossen läßt sich eine grundsätzliche Wesensverschiedenheit beider Teile erkennen. Der Drang zu vermitteln, die Gegensätze zu überwinden, den die Eidgenossen an den Baslern so oft nicht verstehen konnten, lag im Wesen dieser Stadt begründet und ist auch bis in die neuere Zeit ein Leitmotiv der Basler Politik geblieben.*

Zwei Jahrzehnte später (1468) brachte der *Mülhauserkrieg* eine weitere Belastung der baslerisch-eidgenössischen Beziehungen. Da Basel das Elsaß zumindest wirtschaftlich als seine Einflußsphäre betrachtete (die Bezeichnung des Elsasses als eines Brot- und Weinkellers Basels begegnet in der Basler Geschichtsschreibung nicht selten), konnte eine Verheerung dieses Gebietes durch eidgenössische Kriegerhorden Basel nicht gleichgültig sein. Man hat gelegentlich etwas voreilig Basels Haltung im Sundgauerzug als wohlwollende Neutralität bezeichnet. Die Drohungen der Eidgenossen, die für das ausgezeichnete Talent der Basler, Spottlieder zu dichten, wenig Verständnis aufbrachten, die vorsorglichen Maßnahmen der Basler Behörden, die von den vor der Stadt lagernden Eidgenossen höchstens *zwölf* gleichzeitig die Stadt betreten ließen, würden eigentlich genügen, uns eines Besseren zu belehren. Zum Überfluß besitzen wir nun aber noch die Chronik *Appenwilers*, die über die Einstellung des Verfassers keinen Zweifel offenläßt. Kein anderer Basler Chronist hat sich je derart erbittert über die Eidgenossen geäußert.

Appenwiler bezeichnet die eidgenössischen Krieger als *Schelmen*, ihren Krieg als *schändlich*. Sie verheeren den Sundgau «on alle erbermdie . . . schamlich». Auf dem Rückweg lie-

gen sie vor Basel, «wart frucht und als verwuestet». Sie möchten gewaltsam in die Stadt eindringen und bringen sie in solche Not, «daß alle turne, letzen, muren vol lüttes was, mit buchsen und ander geschutze . . .» «Do die schelmen sachend, das sú gefelet hattend, do brochent sú die zúne und luffend durch die reben: was sú gewuesten moechten, das dotend sú *schamlichen*.» Appenwilers Angaben über die bedeutenden Schäden an Geld und Menschen, welche die Eidgenossen auf ihrem weiteren Zug gegen Waldshut angeblich erlitten haben, führen über die persönliche Einstellung des Chronisten hinaus. Durch Wendungen wie «was ein rede», «das man meinde» will Appenwiler seine Aussagen unverkennbar als Gerede des Volks bezeichnen. Erweisen sich solche Gerüchte auch unschwer als *Wunschbilder* einer schwer heimgesuchten Bevölkerung, so bleibt es immerhin bezeichnend, daß die Basler ein offenes Ohr für derartige Nachrichten haben, daß sie sie aufgreifen und verbreiten. Von Kriegführenden, denen man gewogen ist, pfllegt man solches nicht zu behaupten.

Unsere bisherigen Ausführungen haben ergeben, daß das Gefühl der Solidarität mit den Eidgenossen, das als Folge der gemeinsamen Not zur Zeit der Schlacht von St. Jakob in Basel vorhanden war, schon bald einer auffallenden Zurückhaltung wich, als Basel nämlich während der österreichischen Kriege Gelegenheit erhielt, diese Eidgenossen aus nächster Nähe kennenzulernen. Auch diese letzten Beziehungen erkalten, sobald Basel die eidgenössische Hilfe nicht mehr nötig hatte, und im Mülhauserkrieg verwandelte sich die Zurückhaltung in eine beinahe feindselige Stimmung.

Nicht einmal die *Burgunderkriege* vermochten in Basel ein eidgenössisches Bewußtsein zu bilden, obwohl sich unsere Stadt unter dem Druck der politischen Ereignisse enger als je mit den Eidgenossen verband.

Der Münsterkaplan *Johannes Knebel*, dessen umfangreiches, lateinisch geschriebenes Tagebuch eine der wichtigsten Quellen zu den Burgunderkriegen darstellt, betrachtet die Eidgenossenschaft zunächst nicht aus der engeren Perspektive des Baslers, sondern aus der weiteren eines überzeugten Angehörigen einer freien Reichsstadt. Zwischen Reichsstadt und

Eidgenossenschaft bildet sich eine Interessengemeinschaft, sobald die Reichsfreiheit, der friedliche Handel und Wandel, die Sicherheit des Eigentums und der Person von irgendeiner Seite bedroht sind. Seinem Ideal des reichsfreien Bürger- und Bauertums, wie Knebel es in der Eidgenossenschaft so schön verkörpert findet, wirkt der Adel entgegen, dessen ganzes Tun und Trachten darin besteht, die Eidgenossen zu vernichten. In dieser Absicht hat der Adel beim niederträchtigen Burgunder Schutz gesucht. In Herzog Karl sieht Knebel das Böse schlechthin. Neben dem Adel haben aber auch Fürsten und Kaiser versagt. Auch sie gehen darauf aus, das reichsfreie Element zu zerstören. Der Kaiser schließt mit Karl dem Kühnen ein Bündnis, in der Absicht, die Eidgenossen und ihre Verbündeten zu vernichten, und die Fürsten stimmen ihm darin zu. Wie für den Berner *Diebold Schilling* ist für Knebel der Kampf gegen Burgund ein Kampf der freien Reichsglieder zur Wahrung ihrer Reichsfreiheit und damit für die wahren Interessen des Reichs. In diesem Punkt geht nun freilich der Basler Knebel über Schilling hinaus, als dieser Kampf nicht allein gegen Burgund vorgetragen werden muß, sondern ebenso sehr gegen die ungetreuen Reichsangehörigen. Während dem Berner die Haltung Friedrichs III. allerdings peinlich ist, so daß er lieber darüber schweigen möchte, scheut sich Knebel nicht, den Kaiser einen schändlichen Buben (*pessimus ribaldus*) zu titulieren, der ganz Deutschland zugrunde richtet. Dieser Idee gegenüber tritt der bei Schilling so sehr in den Vordergrund gerückte Gedanke vom Kampf zwischen Deutsch- und Welschtum stark, wenn auch nicht völlig, zurück.

Von diesem Blickpunkt aus erscheinen die Eidgenossen als die *Vertreter des Guten, die Hüter des Rechts, die Wähler der Reichsfreiheit, der Ordnung und des Friedens, als «zelatores iustitiae»*. Als solche widerstehen sie auch den Lockungen eines Sonderfriedens, den der hinterhältige Burgunder durch Geld und Geschenke von ihnen erkaufen möchte, um die übrigen Verbündeten besser schlagen zu können.

Daß sich Knebel der überragenden Bedeutung der Eidgenossen im Krieg gegen Burgund bewußt ist, zeigen seine

Schilderungen der einzelnen Feldzüge und Schlachten. Ihre prachtvollen Kriegergestalten finden seine Bewunderung: «Erant omnes pulcherrimi viri», heißt es von dem Heer der Berner, das Knebel auf dem Marsch nach Héricourt in Basel gesehen hat. «Switzeri habebant laudem in illo conflictu», ruft er nach dem Sieg von Grandson aus, und für die bernischen Unternehmungen in Burgund erlebt er den Schutz Gottes.

Freilich entspricht das tatsächliche Verhalten der Eidgenossen nicht immer den idealen Vorstellungen, die Knebel sich von ihnen macht, und in solchen Fällen hält er denn auch mit seinem Unmut nicht zurück.

Als sich die Eidgenossen weigern, an einer von den Verbündeten geplanten Aktion teilzunehmen, wirft er ihnen Starrsinn und hochfahrendes Wesen (*pertinacia et superbia*) vor, Eigenschaften, die er auch ihrem Feinde, Karl dem Kühnen, zuschreibt; und als sie dem von Burgund bedrängten Basler Bischof ihre Hilfe versagen, nennt er sie wahre Nichtsnutze.

Wurde demnach schon während des Kriegs Knebels hohe Auffassung von der geschichtlichen Sendung der Eidgenossenschaft gelegentlich auf eine harte Probe gestellt, so drohten die unheilvollen Entwicklungen, die sich *nach* den Burgunderkriegen in der Eidgenossenschaft abzuzeichnen begannen, Knebels ideale Vorstellungen vollends zu erschüttern. Mit steigender Sorge verfolgt Knebel die auftretenden Schwierigkeiten im Innern, die sich verschärfenden Gegensätze zwischen Städten und Ländern.

Scharf verurteilt er die französische Politik Berns. In Ludwig XI. sieht er einen zweiten Karl den Kühnen (*alterum Karolum Burgundie ducem*), von dessen Gold die Berner in ihrer Geldgier (*avaritia*) und Begehrlichkeit (*cupiditas*) sich blenden lassen. In der Tat befürchtet Knebel, daß Gott die Eidgenossen wegen ihrer Bosheit und ihres hochfahrenden Wesens bestrafen werde.

Wenn uns in Knebel erstmals ein Basler Chronist begegnet, der sich ernsthaft und eingehend mit den Fragen der Eidgenossenschaft auseinandersetzt, so wäre es doch verfehlt, in

dieser starken inneren Beschäftigung mit dem eidgenössischen Bundesleben eine Art Vorstufe zu einem eidgenössischen Verantwortungsbewußtsein zu erblicken. Knebel schreibt als Zuschauer. Seine unmutigen Äußerungen zeigen die Enttäuschung darüber, daß die hohen Erwartungen, die er im Hinblick auf die Eidgenossenschaft gehegt, so wenig in Erfüllung gegangen sind. Andererseits aber lassen seine Besorgnisse über einen möglichen Zusammenbruch der Eidgenossenschaft doch auch erkennen, daß Knebel sich über die schweren Folgen, die eine derartige Veränderung der politischen Lage für seine Vaterstadt Basel nach sich ziehen müßte, durchaus im klaren ist.

Außer in der Interessengemeinschaft als freie Reichsglieder erkennt Knebel zwischen Basel und der Eidgenossenschaft keine weiteren ideellen und historischen Beziehungen. Als Basler im speziellen Sinn begegnet Knebel den Eidgenossen mit betonter Skepsis; und hierin unterscheidet er sich kaum von den bereits besprochenen Chronisten des 15. Jahrhunderts. Zahlreich sind die Stellen, an denen Knebel gleich jenen auf die Zügellosigkeiten und Ausschreitungen des ungebärdigen Kriegervolkes zu sprechen kommt. Auch die Verschlagenheit der «Obern» erregt sein Mißfallen, so wenn sie etwa dem Herzog von Lothringen tausend Söldner mehr anrechnen, als sie ihm in Wirklichkeit gestellt haben.

Es wirft ein eigenartiges Licht auf die Geistesverfassung dieser heruntergekommenen Söldnerbanden, wenn wir bei Knebel lesen, wie zahlreiche von Oswald von Tierstein in Mülhausen geworbene Eidgenossen wieder heimkehren, nachdem sie ihren Monatssold im voraus bezogen haben. Ihre Drohungen veranlassen den Basler Rat, Türme und Tore stärker zu besetzen, als dies je in den Burgunderkriegen nötig war. Vor der Stadt aber zerstören diese Rohlinge die Weinberge und reißen die unreifen Trauben von den Rebstöcken. Ebenso bezeichnend ist es, wenn Knebel im Februar 1479 ein Gerücht verzeichnet, der Bastard von Burgund wolle im Auftrag des Königs von Frankreich Basel angreifen, und dieser Meldung die vielsagenden Worte hinzufügt: «Aber mehr noch als den König von Frankreich und den Herzog von Bur-

gund fürchten die Basler ihre angeblichen Freunde, die *Eidgenossen*.»

Während des *Schwabenkriegs* hat Basel allen Anfechtungen zum Trotz, von welcher Seite sie auch kamen, an seiner Neutralität festgehalten. Daß die Eidgenossen die Vorteile, die sich für ihre Kriegführung aus dieser Haltung Basels ergaben, ganz richtig erkannt haben, bezeugt die eidgenössische Geschichtsschreibung jener Zeit einmütig, wird doch Basels Aufnahme in den Bund von einigen Chronisten geradezu als *Belohnung* für die treue Haltung Basels im Schwabenkrieg hingestellt.

Tatsächlich ermöglichte Basels Neutralität den Eidgenossen, mit relativ geringen Kräften den Feind im Sundgau und im Breisgau in Schach zu halten. Wichtiger noch als die militärischen Vorteile mußten den Eidgenossen die wirtschaftlichen sein, die ihnen aus Basels Neutralität erwachsen. Gerade die zahlreichen Beschwerden und Proteste wegen erfolgter oder gesperrter Lieferungen von seiten *beider* Parteien, mit denen Basel sich immer wieder auseinanderzusetzen hatte, bezeugen die Wichtigkeit, die der Vermittlung der Lebensmittelzufuhr aus dem Elsaß durch das neutrale Basel während des Krieges zukam. Es ist gar nicht leicht, sich von der Einstellung der Basler Bevölkerung ein einigermaßen zutreffendes Bild zu machen. Indessen dürften doch die Versicherungen der Schweizer Chronisten über die *eidgenössische* Gesinnung der Basler mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein.

Leider erhalten wir durch die Basler Chroniken gerade über diese wichtige Frage kaum einen Aufschluß. Einen namhaften Chronisten hat Basel in jener Zeit nicht aufzuweisen. Auch als eidgenössisches Ort hat Basel die Kraft nicht aufgebracht, eine offizielle Stadtchronik anzulegen. Vergeblich suchen wir aber auch in den privaten Aufzeichnungen nach einem Niederschlag, den die für Basel so bedeutsamen Vorgänge um die Jahrhundertwende hätten haben können. Ein unbekannter Verfasser bestätigt immerhin die harte Bedrängnis, die Basel im Krieg von *beiden* Seiten erfahren hat, und läßt außerdem die wirtschaftliche Bedeutung des elsässischen Hinterlands für die Stadt erkennen. Zu diesen Aufzeichnun-

gen gehört auch ein Bericht über die Ereignisse des Kaiser-Heinrichs-Tages von 1501. Gemessen an der Bedeutung dieses politischen Entscheides ist nun freilich der Widerhall, den die Aufnahme Basels in die Eidgenossenschaft in der baslerischen Geschichtsschreibung jener Zeit gefunden hat, auffallend gering.

Eine einzige *anonyme Chronik* — sie ist vermutlich im Jahre 1504 in Basel entstanden — berichtet in gedrängter, aber zusammenhängender Darstellung von den bedeutsamen Ereignissen von 1499 und der folgenden Jahre. Etwas ausführlicher wird der unbekannte Chronist nur dort, wo er über die Begebenheiten in unserer Gegend berichtet. An keiner Stelle vernehmen wir jedoch etwas von dem besonderen Wohlgefallen der Basler an den nachbarlichen Besuchen der eidgenössischen Kriegsmacht, von denen der Zürcher *Heinrich Brennwald* so gern erzählt. Wenn wir dagegen bei ihm lesen, wie die Sieger von Dornach mit ihrer Macht vor Basel ziehen, sich bei St. Jakob in den Matten lagern und Miene machen, den Sundgau zu verheeren oder über den Rhein in den Breisgau zu ziehen, wie die Basler ihnen Brot und Wein zuführen müssen, so dürfte er sich dabei wohl der unheimlichen Parallele erinnern haben, als vor rund dreißig Jahren die Eidgenossen anlässlich des Mülhauserkriegs in ähnlicher Absicht vor der Stadt lagen und Einlaß begehrten. «Also baten die von Basel so ernstlichen und ermanten sy all der alten liebe und fruntschaft, das sy umb der statt von Basel willen wider heim zügen. Das tetten sy, und uff den samstag zu nacht noch sant Marien Magdalenen tag (27. Juli) ward das veld gerumpt von den Eidgenossen und zugend heym.»

Mit wenigen, aber eindrucklichen Worten schildert der Chronist im zweiten Teil seiner kleinen Chronik die isolierte Lage der Stadt nach Kriegsende: «Sobald vorbestimpter frid angenommen wurt, do waren die von Basel nienenmer sicher usserthalb der statt und in der herrschaft land allenthalb. Man beroupt und erstach sy. Darnoch, wen es geschah, so wolts nieman gethon haben. Denn sy waren allenthalben verhaszt und sang man schentliche lieder von ynen, die unchristenlichen und unmannlichen waren. Solche deren von Basel not weret

mer denn zwey gantzer jaren lang», bis sich die Stadt endlich entschloß, bei den Eidgenossen um Hilfe nachzusuchen. Es folgen die Verhandlungen in Zürich, Basel und Luzern. Wenn der Chronist auch durchblicken läßt, daß der Kampf der Basler Delegierten um die Gleichberechtigung ihrer Stadt mit den eidgenössischen Orten nicht leicht war, so unterläßt er es doch, den Widerstand einzelner Orte gegen die Aufnahme des neuen Bundesgliedes zu erwähnen. Die Chronik endet vielmehr in bemerkenswerter Harmonie: Am Schwörtag selbst herrscht allenthalben Freude. Nach der Zeremonie auf dem Kornmarkt speisen Räte und eidgenössische Gesandte in der Trinkstube zum Brunnen mit großen Freuden. «Und nam man von nieman keyn uertten; ein radt von Basel bezalt alles.»

Die Voraussetzung für eine fruchtbare Beteiligung Basels am eidgenössischen Bundesleben ist die Bildung eines eidgenössischen Bewußtseins in Basel, das beim Bundesschluß noch nicht unbedingt vorhanden war. Es wird immer erstaunlich bleiben, wie rasch sich gerade hierin eine Wandlung vollzog. Die gemeinsamen Erlebnisse auf den italienischen Schlachtfeldern einerseits, die fröhliche Verbundenheit auf den eidgenössischen Festen und Fasnachten andererseits förderten diese Entwicklung. 1504 empfängt Basel die Zürcher, im Herbst 1508 ziehen Luzerner und andere Eidgenossen aus den Waldstätten nach Basel, um den hier gefangen gehaltenen Bruder Fritschi zu «befreien». 1517 fahren die Basler zur Kirchweih nach Uri, 1521 finden sich Luzerner, Urner und Schwyzer zum fröhlichen Fest wiederum in Basel ein. Einen Höhepunkt bildet für das junge eidgenössische Ort auch der erste Bundesschwur vom Juli 1507, ein Anlaß, der Basel Gelegenheit gibt, erstmals seit 1501 die Delegierten sämtlicher Orte mit großen Ehren zu empfangen. All diese Feierlichkeiten sind von den Basler Chronisten erlebt und in ihren chronikalischen Berichten entsprechend registriert worden. Man darf den gemeinschaftsbildenden Wert solcher Veranstaltungen nicht zu gering anschlagen. Beim Ausbau der Beziehungen zwischen den einzelnen Orten und der Förderung eines gemeinschweizerischen Bewußtseins haben sie einen

nicht zu unterschätzenden Beitrag geleistet. Während die westlichen Orte Bern, Freiburg und Solothurn eher abseits stehen, weist die Zusammensetzung der bei den Festen vertretenen Orte auf Beziehungen, die Basel seit altersher mit der Innerschweiz verbanden, hatte doch Basel gemeinsam mit den Waldstätten für die Sicherheit der Gotthardstraße zu sorgen. Selbst die Politik, die Basel in den Mailänderkriegen verfolgt hat, entspricht dieser Gruppierung der eidgenössischen Orte. Wie Zürich, so trat auch Basel, im Gegensatz zu den *westlichen* Orten, für die von der *Innerschweiz* verfochtene *ennetbirgische* Politik ein.

Die Epoche der *Mailänderkriege* genießt ihrer sittlichen Verrohung und verhängnisvollen Zwietracht wegen keinen sonderlich guten Ruf in der neueren Geschichtsschreibung. Andererseits dürfen wir aber nicht übersehen, daß gerade die Verwilderung auch wieder zur Festigung des eidgenössischen Gemeinsinns beigetragen hat, indem sie nämlich jene Reaktion hervorrief, die in Geschichtsschreibung und politischer Dichtung zur nationalen Besinnung aufforderte. Obwohl Basel noch vor wenigen Jahren dem eidgenössischen Denken recht fremd gegenüberstand, hatte es doch an dieser Bewegung einen hervorragenden Anteil.

Der unbekannte Verfasser einer kleinen Chronik der *Mailänderkriege*, die in gedrängter Form über die Ereignisse aus den Jahren 1507—1516 berichtet, scheint den Kreisen des Basler Rats nahegestanden zu haben. Möglicherweise handelt es sich um den Ratsherrn *Konrad Schnitt*. Seine antifranzösische Haltung verbirgt der Chronist wohl am wenigsten in den Berichten über die Schlacht von Marignano und über die Friedensverhandlungen mit Franz I. Diese Einstellung entspricht dem Standpunkt des Basler Rats, der auch *nach* der Niederlage von Marignano zunächst für die Fortsetzung des Krieges eintrat und sich in den Genfer Verhandlungen vom Spätherbst 1515 gleich Uri, Schwyz, Zürich und Schaffhausen einem Bündnis mit Frankreich widersetzte.

Andererseits ist der Verfasser aber auch kein überzeugter Verfechter der *ennetbirgischen Politik*. Die endlosen und vielfach auch *sinnlosen* Feldzüge empfindet er als Last. Er

verwirft die nutzlose Vergeudung der Kräfte auf Feldzügen, die ohne genügende Vorbereitung allzu große Opfer fordern und furchtbare Verheerungen anrichten. Diese Auffassung teilt er übrigens mit dem angesehenen Ratsherrn Ludwig *Kilchmann*, der in seinem Tagebuch gleichfalls die blinde Zerstörungswut der Eidgenossen verurteilt und an die unglückliche Bevölkerung in den Kriegsgebieten erinnert. Bei aller Zurückhaltung, mit der der Chronist auch über so bedeutsame Ereignisse wie den *Pavierzug von 1512* oder den *Zug nach Dijon von 1513* berichtet, läßt sich doch seine Anteilnahme am Schicksal der Eidgenossen nicht verkennen. Warme Worte findet er für die Not der in Novara eingeschlossenen Schweizer und die ihnen zuteil gewordene göttliche Hilfe. Er tadelt das Auseinanderstreben der eidgenössischen Politik, das er für die Katastrophe von Marignano in erster Linie verantwortlich macht: «Mag ein yegklicher wol gedenken, wo sy (die Eidgenossen) by einander bliben weren, das es, ob gott hett gewelt, nit also ergangen wer. Gott woell sy fürter behueten.»

Rückhaltloser, aber auch derber äußert sich der eidgenössische Gemeinsinn in einer weiteren Chronik eines unbekanntenen Baslers. Nach ihrem späteren Besitzer wird sie als Chronik des *Fridolin Ryff* bezeichnet. Auch sie gibt sich ausgesprochen antifranzösisch. Das französische Soldbündnis von 1521 wird einer scharfen Kritik unterzogen: «Der vor unser toetlicher fygend wasz, wart ietz durch geltz willen unser fründ. Des ein eydgnoschafft sydhar nit vil erren erlangt hat.» Er lobt die Zürcher, die ihren Leuten bei Strafe der Landesverweisung verboten haben, nach Frankreich zu ziehen: «Sy thetten ouch als die wisen.» Der streng evangelisch gesinnte Verfasser lehnt den Solddienst grundsätzlich ab. Fremdes Gold und fremde Dienste haben die Eidgenossenschaft entzweit: «Sobalt sy das gelt schmackten und sich wolten frömder herren beladen, wart sy bald zertrent.» Besonders verderblich wirkt sich die Politik Kardinal Schiners aus, der die nicht an Frankreich gebundenen Eidgenossen für den Papst in Anspruch nimmt, so daß nun Eidgenosse gegen Eidgenosse steht. Auch Basel wird von der Spaltung erfaßt: «dan

do wasz einer wyder den andern, einer wasz bepschisch, der ander frantzöschisch.»

Seiner sozial und bildungsmäßig eher bescheidenen Herkunft entsprechend, sucht der Chronist die Fehler stets nur bei den *leitenden* Kreisen der Eidgenossenschaft. Das schlechte Beispiel und die Käuflichkeit der Offiziere haben den gemeinen Mann ins Verderben gestürzt. Vom kläglichen Ergebnis des Zuges nach Dijon, der seiner Auffassung nach zu den größten Hoffnungen berechtigt hätte, ist er zutiefst enttäuscht. Heute glauben wir zu wissen, daß sein Vorwurf, die Hauptleute hätten sich bestechen lassen, nicht gerechtfertigt ist.

Im Unterschied zu dem zurückhaltenden und vorsichtig urteilenden Anonymus der Mailänderkriege haben wir es hier mit einem Manne zu tun, der sich bei aller Kritik an den bedenklichen Zuständen fast *leidenschaftlich* zur Eidgenossenschaft bekennt und sich für ihr Wohlergehen mitverantwortlich fühlt.

Nicht zur Geschichtsschreibung im engeren Sinn, sondern zur politischen *Dichtung* gehören die Dialoge des Basler Buchdruckers und Dichters *Pamphilus Gengenbach*. Sie führen mitten in die militärischen und politischen Ereignisse der Zeit hinein und bezeugen aufs schönste, wie lebendig und kraftvoll bereits im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in Basel ein eidgenössisches Bewußtsein entwickelt war. Da Gengenbachs Dialoge durch ihre öffentliche Aufführung wie auch als Flugblätter weiteren Kreisen zugänglich waren als selbst gedruckte Chroniken, darf man ihre Wirkung auf die Bevölkerung nicht zu gering einschätzen.

Im Dialog *«der welsche Fluß»* knüpft Gengenbach unmittelbar an die Ereignisse von Dijon an. Der böse Friede möge eine Warnung für die Zukunft sein. Der Dichter beklagt die durch das französische Gold hervorgerufene Zwietracht zwischen Rat und Gemeinde und warnt vor der Tücke des *«welschen Hahnengeschreis»*. Wenn Gengenbach andererseits auf den Kaiser hinweist, auf den Adler, der sich aus deutschen Landen erheben werde, so geht aus solchen Worten hervor, wie stark sich die alte Freistadt Basel auch nach ihrem

Eintritt in den Bund noch immer mit dem Reich verbunden fühlte.

Das brennende Problem der Solddienste behandelt der Dialog «*der alt Eydgnosz*». Das Grundübel der Eidgenossen, den unersättlichen Hang nach Geld und Gut, verstehen die fremden Fürsten wohl zu nutzen. Gengenbach rät darum, die treulosen Fürsten lieber fahren zu lassen und daheim bei Weib und Kind zu bleiben. Die Autorität des Bruder Klaus wird beschworen, der ebenfalls vor Eigennutz und weitreichenden Unternehmungen gewarnt habe.

In Verkennung der historischen Wirklichkeit entwirft der Dichter als Gegenstück zum moralischen Verfall der Gegenwart ein Idealbild alteidgenössischer virtus. Als biedere Leute führten die Eidgenossen ein Leben von sittlicher Strenge, reuteten den Boden, nährten sich von Zieger und Wasser, ehrten im Krieg Priester und Kirchen, schützten Witwen und Waisen. Ihr unbedingtes Gottvertrauen verlieh ihnen die nötige Schlagkraft im Kampf. Auf fremde Dienste und Pensionen verzichteten sie.

Ähnliche Gedanken kehren im Fasnachtsspiel «*der Nollhart*» wieder. Die verschiedenen Stände, vom Papst und Kaiser bis zum Juden, erhalten von einem weissagenden Einsiedler Aufschluß über die sie bewegenden Fragen. Auch der Eidgenosse möchte etwas über die Entwicklung des *Schweizerlandes* (Gengenbach braucht diesen Ausdruck!) erfahren, weist aber dann den Rat des Nollhart, sich nach der Weise der Vorfahren zu Hause durch Arbeit redlich zu ernähren, mit Entrüstung zurück. Lieber will er als freier Mann weiterhin ins Feld ziehen, einem unbestimmten Glück entgegen.

Gengenbach läßt in seinen Dialogen die Vertreter zweier wesensverschiedener Welten einander begegnen. Er selber trägt von beiden etwas in sich. Der Dichter, der so hausbacken und spießbürgerlich das Idealbild des alten Eidgenossen zeichnet, kennt die Welt des eidgenössischen Kriegsmanns nicht nur vom Hörensagen. Er ist bei Dijon dabeigewesen und hat wahrscheinlich auch die lombardischen Schlachtfelder mit eigenen Augen gesehen. Wenn schon der reife Gengenbach zur ehrlichen Überzeugung gelangt ist, daß

der eingeschlagene Weg die Eidgenossenschaft über kurz oder lang zum Verderben führen werde, so bringt er doch dem Tatendrang des jungen Kriegsmannes, der es in seiner heimatlichen Enge nicht aushält, weitgehend Verständnis entgegen. Viel typischer als der langweilige «alte Eidgenosse» verkörpert daher der *junge* das Wesen seines Volkes.

Gengenbach schreibt Tendenzdichtung in *dem* Sinn, daß er die Öffentlichkeit für die wahren Werte eidgenössischen Lebens zu gewinnen sucht. Vor seiner warmen Liebe zur Eidgenossenschaft tritt auch das Reichsgefühl, wie es sich im «welschen Fluß» und im «Nollhart» geltend macht, in den Hintergrund.

Im Bruderkrieg der Reformationszeit hat die unheilvolle Entzweiung der Eidgenossenschaft ihre letzte, verhängnisvolle Steigerung erfahren. Das kräftige schweizerische Bewußtsein, das in verhältnismäßig kurzer Zeit in Basel entstanden war, wurde durch die Glaubenspaltung zunächst wieder in Frage gestellt. Kein Wunder, daß sich Basel während dieser kritischen Jahre bemühte, die alten Beziehungen zu seiner ober-rheinischen Schwesterstadt Straßburg wieder enger zu gestalten. Diese Zwiespältigkeiten finden in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung ihren Ausdruck. Wenn es oft schwerhält, die Stimmung der Bevölkerung in einer bestimmten Epoche zu ergründen, so besitzen wir gerade für die Reformationsjahre einige willkommene Anhaltspunkte. Weder das Tagebuch des streitbaren Theologen *Johannes Gast* noch dasjenige des so viel friedfertiger gesinnten Rechtsgelehrten *Bonifacius Amerbach* lassen Zweifel darüber aufkommen, daß, abgesehen vom unisonen Chor der Basler Pfarrer, die unablässig zum Kriege predigten und sich über den geringen Eifer ihrer geistlichen Herde beklagten, für die Gemeinde Christi streiten und leiden zu dürfen, ein Großteil der Bevölkerung die Beteiligung Basels am Krieg gegen die Inneren Orte mißbilligte.

Wenn *Oekolampad* sich über zahlreiche Judasse beklagt, die es in den Reihen der nach Kappel gesandten Basler Truppe gegeben habe, wie auch über viele in Basel Zurückgebliebene, die ihrer Freude über die Niederlage der Zürcher

Ausdruck gaben, wenn *Gast* auf die unverschämten Bäckerjungen schimpft, die einander zum Sieg der Innern Orte beglückwünschten und Lieder auf Zwinglis Tod sangen, wenn *Amerbach* von Baslern berichtet, die nach ihrer Rückkehr aus innerschweizerischer Kriegsgefangenschaft zu erzählen wußten, wie gut sie von den Ländern behandelt worden seien, und wie ernst man es in Schwyz mit dem Kilchgang halte, so handelt es sich hier gewiß nicht nur um einige unverbesserliche Papisten. Vielmehr begegneten sich in der Stadt die verschiedenartigsten Stimmungen und Meinungen: Sympathie mit den fünf Orten, deren Kampf für die Wahrung ihres Rechts man bewunderte, deren *Glauben* man aber vielfach nicht teilte, Bestürzung über die Niederlage im zweiten Kappelerkrieg, Verbitterung über die Bundesgenossen, welche den Krieg provoziert hatten und von denen man sich im Stich gelassen glaubte.

Besonders schroff kommt der gegen die Länder gerichtete Standpunkt bei *Johannes Gast* und beim streng evangelisch gesinnten Verfasser der *Ryffschen Chronik* zum Ausdruck. *Gast* erweist sich als ein eifriger Verfechter der zwinglischen Politik, der jede Vermittlung als Verrat am Evangelium brandmarkt und seinem Haß gegen die Länder die Zügel schießen läßt. Absichtlich verwendet er zu ihrer Bezeichnung stets den doppelsinnigen Ausdruck «pagani», Heiden und Bewohner der *quinque pagi*. Eidgenössisches Denken und Fühlen ist dem aus Breisach gebürtigen Pfarrer völlig fremd. Diese Feststellung gilt nun keineswegs auch für den Verfasser der *Ryffschen Chronik*. Trotz seinen konfessionellen Vorurteilen, die sich in der scharfen Verurteilung der Innern Orte äußert, schmerzt es ihn, daß «ein so hoch gelopte eygnoschafft in ein solliche zertrennig kumen ist». Er hoffe zu Gott, daß es zu einem solchen Fall in der Eidgenossenschaft nicht mehr kommen möge, bemerkt er nach der Beilegung des ersten Kappeler Kriegs.

Die Basler Chronik des Ratsherrn *Konrad Schnitt* steht zu den kämpferischen und gelegentlich maßlosen Urteilen *Gasts* und des *Ryffschen Anonymus* in mehrfacher Hinsicht im Gegensatz. *Schnitts* obrigkeitlicher Standpunkt, sein Wille zu strenger Sachlichkeit läßt auch den Innern Orten Gerech-

tigkeit widerfahren. Wenn der Verfasser der Ryffschen Chronik in den Unruhen der Berner Oberländer einseitig eine Auflehnung gegen die Reformation erblickt, hinter der die Länder als Unruhestifter stecken, betrachtet *Schnitt* diese Angelegenheit als eine rein interne Sache Berns, ohne den Anteil Unterwaldens auch nur zu erwähnen.

Vorsichtige Zurückhaltung und Sachlichkeit zeichnet auch die Darstellung der Kappeler Kriege aus. Schnitt hütet sich, der einen oder andern Partei direkt die Schuld beizumessen; er anerkennt aber den Standpunkt der Länderorte, deren obrigkeitliche Rechte in den von Zürich reformierten Gemeinen Herrschaften gefährdet sind. Ebenso schreibt er die Spannungen und Schwierigkeiten nach dem ersten Landfrieden nicht etwa dem bösen Willen der katholischen Orte zu, sondern rein sachlich der unterschiedlichen Interpretation einiger Friedensartikel. Er tadelt immerhin die Lässigkeit der Länder in der Bekämpfung von Schmähreden. Doch läßt er deutlich durchblicken, daß nach seiner Auffassung nicht die *Inneren Orte*, sondern *Zürich* und *Bern* die Verantwortung für den erneuten Ausbruch des Krieges tragen, indem sie den von den Ländern vorgeschlagenen Rechtsweg durch ihr Festhalten an der Lebensmittelblockade zurückgewiesen haben.

In seinem Bestreben, auch den politischen und konfessionellen Gegner nicht ohne Not zu kränken, sondern, wo immer das möglich ist, *beiden* Standpunkten gerecht zu werden, verkörpert der Ratsherr Schnitt besonders schön die vermittelnde Haltung der Basler Politik. Daß ihm der Sinn für eidgenössische Gemeinschaft keineswegs abgeht, zeigt seine Genugtuung über die Wiederherstellung der altgewohnten eidgenössischen Eintracht, als nach dem zweiten Landfrieden die Tagsatzungsherren erstmals wieder in Baden gemeinsam tagten: «Und saßen gemein Eidgenossen, die dryzechen ort, wider zusammen wie vor, schalteten und walteten wie vor.»

Die Reformationsjahre vermochten schließlich nicht, das eidgenössische Gemeinschaftsbewußtsein in Basel auf die Dauer zu erschüttern. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts drang es in immer weitere Kreise der Bevölkerung ein und setzte sich endlich durch, wenn auch nicht zu übersehen ist,

daß sich daneben immer noch ein lebenskräftiges Reichsbeußtsein erstaunlich lang und zäh behaupten konnte.

Ein gutes Beispiel für das *eidgenössische* Denken in dieser späteren Zeit des 16. Jahrhunderts bilden die geschichtlichen Aufzeichnungen des Basler Arztes und Mathematikprofessors Dr. *Peter Ryff*. Selbst in Sprache und Stil hat er sich der Ausdrucksweise der eidgenössischen Chronisten genähert. Die drollige Derbheit und Treffsicherheit von Ryffs Formulierungen erinnern unwillkürlich an *Valerius Anselm*. Als der Herzog von Zweibrücken sich bedrohlich nahe vor die Stadt Basel legt und Türme und Tore deswegen besetzt werden müssen, intervenieren die Eidgenossen: «Indem aber die eidgnossen solches innen worden, haben sy im von solchem sinen fürnemmen abzeston dermossen zügesprochen, das er sich balt eins anderen besinnet. Dan sy . . nüt lidenn mögen, das inenn *ein frömde khû uff die weide zieche*, dan das Sungow und Elsas der Helvetier keller und kasten genennet wirt.» Auffallenderweise wird in dem angeführten Beispiel das Elsaß als Brotkasten und Weinkeller der *Eidgenossen* bezeichnet. Ryff hat damit das alte Bild vom Elsaß als dem *baslerischen* Brot- und Weinkeller den neuen Verhältnissen sinngemäß angepaßt.

*Christian Wurstisen*, der weitaus bedeutendste Basler Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, hat zwar noch die mittelalterliche civitas und ihr Bistum in den Mittelpunkt seines großangelegten Geschichtswerks gestellt. Doch wird dieser Rahmen mehr und mehr gesprengt, und die Bistums-Historien weiten sich allmählich zu einer eidgenössischen Chronik aus, welche die eidgenössische Gesinnung ihres Autors klar zum Ausdruck bringt. Das dritte Buch des umfangreichen Werks enthält eine zwar knappe, jedoch recht übersichtliche Darstellung der Anfänge «einer loblichen Eydgnosschaft». Auch wenn Wurstisen in erster Linie *Basler* Geschichte schreibt, so wird doch an manchen Stellen deutlich, daß dies eben die Geschichte eines *eidgenössisch* gewordenen Ortes ist. In Übereinstimmung mit der eidgenössischen Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts stellt Wurstisen Basels Aufnahme in den Bund *als Folge einer langen Entwicklung hin, während*

welcher sich Basel langsam der Eidgenossenschaft genähert habe. So gesehen ist das befristete Bündnis, das Basel im Jahre 1400 mit Bern und Solothurn geschlossen hat, «des ewigen Bunds . . . Praeludium und Vorläuflin». Offenbar hat Wurstisen dazu beigetragen, im Bewußtsein des Baslers die mindestens einseitige Auffassung zu verankern, von der sich auch heute noch die patriotisch gefärbte Geschichtsschreibung gerne leiten läßt. Schon bei ihm finden sich die später so verbreiteten Ansichten, daß sich die Eidgenossen bei St. Jakob für die Stadt Basel geopfert hätten oder daß im Schwabenkrieg die Basler Bürgerschaft geschlossen auf Seite der Eidgenossen gestanden sei. Wer solche Abweichungen von der historischen Wirklichkeit bedauert, möge immerhin bedenken, daß gerade *sie* ein Zeugnis sind für das ausgesprochen eidgenössische Denken Christian Wurstisens.

Zum Schluß sei noch kurz auf eines der schönsten Dokumente eidgenössischen Gemeinschaftsbewußtseins im 16. Jahrhundert hingewiesen. Es handelt sich um die Vorrede zu *Andreas Ryffs Liber Legationum*. Sie gehört ans Ende des von uns betrachteten Zeitabschnitts. Der ständige Kontakt, den Ryff auf seinen vielen Gesandtschaftsreisen mit führenden eidgenössischen Persönlichkeiten unterhält, weckt in ihm den Sinn für den gemeinschaftsbildenden Wert der persönlichen Fühlungnahme über die sprachlichen und konfessionellen Grenzen hinweg. Wahre Gemeinschaft besteht dort, sagt Ryff, wo Menschen in gegenseitiger Achtung einander begegnen. Trotz der Unterschiede nach Völkern, Sprachen, Sitten und Konfessionen ist dieser Gemeinsinn in der Eidgenossenschaft lebendig. Kommt es gelegentlich zu Spannungen, so werden sie auf den Tagsatzungen in der Regel rasch beigelegt. Gerade diese häufigen Gesandtentreffen helfen mit, Freundschaft und Einigkeit unter den Eidgenossen zu pflanzen und zu fördern. Denn nach den eidgenössischen Gepflogenheiten begegnet man einander auf den Tagsatzungen freundlich. Ryff schreibt diese schöne Zusammenarbeit nicht in erster Linie *menschlichem* Verdienste zu. Gottes *Gnade* und *Allmacht* hat der löblichen Eidgenossenschaft den Geist der Gemeinschaft verliehen. Damit nimmt Ryff einen Gedanken

auf, der schon im 15. Jahrhundert im eidgenössischen Schrifttum immer wieder geäußert worden ist und den wir auch bei *Wurstisen* finden, daß nämlich der Bestand der Eidgenossenschaft durch Gottes Vorsehung legitimiert sei. *Gott* hat die Eidgenossen von den Tyrannen errettet, sein *Heiliger Geist* regiert sie, «unangesehen daß sie nicht einer Sprache, einer Landsart und nicht eines Glaubens sind». Mit diesem Bekenntnis zur Eidgenossenschaft steht der Basler Staatsmann Andreas Ryff am Ende des für die eidgenössische Geschichte so zwiespältigen Jahrhunderts ganz in der Linie der baslerischen Politik, deren Leitgedanke es seit dem zweiten Kappeler Landfrieden stets gewesen ist, über den trennenden Gegensätzen das Gemeinsame nie aus den Augen zu verlieren und das eidgenössische Gemeinschaftsbewußtsein nach bestem Vermögen zu fördern.